

Wolfgang Kubin

Des Heiligen Urschrei

Wolfgang Kubin

Des Heiligen Urschrei

Mein Leben im Abriss

Band 4
Die Bonner Jahre 1985–2010

Photos u. a. von Matthias Kubin

BACOPA VERLAG

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio- und Fernsehsendung und der Verfilmung sowie jeder Art der photomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, vorbehalten.

© 2024 BACOPA VERLAG
4521 Schiedlberg/Austria
Telefon: +43(0)7251-22235
E-Mail: office@bacopa.at, verlag@bacopa.at
www.bacopa-verlag.at

Titelphoto © by Isolde Ohlbaum
Co-Lektorat: Thomas Vieth
Layout und Satz: Felicitas Hübner
Printed in the European Union

ISBN 978-3-99114-045-0

1. Auflage 2024

Inhalt

Des Heiligen Urschrei.....	3
Mein Leben im Abriss	3
Das Offene	7
Ins Rheinland	23
Durch das nahe Bonn	43
Durch das ferne Bonn.....	68
Photogalerie und Briefe	97
Die Freundschaft der Dichter.....	123
Das gelehrte Bonn	162
Kinder.....	191
Des Heiligen Urschrei.....	207
Und danach	222
All die Bilder, ach all die Namen.....	224
Der Autor	229

Ein jeder Tag bietet viele Momente des Behagens.

Berthold Damshäuser

Das Offene

Tote können sich nicht wehren, Lebende dagegen schon. Dies hat eine Auswirkung auf das Schreiben. Die liebe Freundin aus den alten Pekinger Tagen zum Beispiel möchte in meiner Autobiographie keine Erwähnung mehr finden. Zwetschge hat schon vor langer Zeit beschieden, sie wolle überhaupt nicht vorkommen, ja sogar um die Aufgabe meines Tuns gebeten. Die Berliner Publizistin Margit Miosga verfügt, sie habe keine Photos von sich aus den 80er Jahren, die sie mir zur Publikation anbieten könnte.

Photos, dies ist leicht nachvollziehbar, wünscht sich der Verlag in Hülle und Fülle. Mitunter nimmt die geneigte Leserschaft von diesen vor jeglicher Lektüre gar begierig Notiz. Doch wie schreibt man gegen die Verweigerung des lebendigen Personals in seinen Memoiren an? Dinge sind da einfacher zu handhaben, sie müssen Ruhe geben, ob vor der Kamera oder unter der Feder. Und wie steht es mit dem Verfasser, gibt er wirklich alles von sich preis oder behält er vielleicht so viel zurück, daß er nicht nur der Welt, sondern ebenfalls sich selbst ein anderer wird? Ein Schauspieler, ein Gaukler, eine Marionette seines Narzißmus?

Eine Selbstdarstellung unterliegt keinem Realismus. Sie ist ein übermütiger Entwurf: So hätte ein Leben gewesen sein können, ob gelungen oder nicht. So sind die einen gesehen, ob sie es wollen oder nicht; so werden die anderen sich wiederfinden, ob beglückt oder nicht. Ist es in jedem Fall das wahre Bild oder das unwahre? Hier sind wir bei der uralten Frage, was ist Wahrheit? Im Grunde genommen schaffen wir nur Bilder. In diese kleiden wir ein, uns selbst oder die Welt. Diese mögen uns so genehm sein wie anderen unangenehm. Wir äußern uns, die Betroffenen reagieren, so amüsiert wie zornig.

Daher die Frage, wie geht man mit Freundinnen, mit Freunden um? Nur Wiener Schmääh, der mir dank meiner österreichischen Verwandtschaft durchaus liegt? Wenn ich also den guten Kameraden

ebenfalls aus den alten Pekingern Tagen, Richard Trappl, in diesem Band als »Gockel« beschreibe, so scheine ich gegen das Prinzip Honigmaul verstoßen zu haben. Eine Biographie heißt dem Namen nach nichts anderes als »das Leben« (bios) »niederzuschreiben« (graphiein), damit sie als Suche nach einer Sinnstiftung nicht zur willkommen geheißenen oder befürchteten Fiktion verkommt. Daher darf, ja muß auch argwöhnisch vorgegangen werden, nicht nur gegenüber der eigenen Person, sondern ebenfalls im Falle derjenigen, die einem nahestehen. Jeder könnte sonst jede bluffen und umgekehrt. Die genaue Betrachtung ist aber ein Akt der Liebe, der leicht mißverstanden wird.

Besagte Freundin, nun namenlos, hat meine analytische Würdigung ihres verzwickten Lebens nicht akzeptiert, obwohl der bildliche Anhang des zweiten Bandes gespickt ist mit Zeichen der Kameradschaft. Sie hängt mir Bosheit, Senilität, Hochmut und Öde an. So bin ich eben. Vokabeln wie diese sind noch die harmlosesten Beschreibungen meiner Tätigkeit als Beobachter mancher Leben. Ich nehme ihr das nicht übel. Eine Biographie ist schließlich mehr Deutung als Tatsache. Einer heiligen Frau wie ihr muß diese ja, um mit Friedrich Nietzsche zu sprechen, als Seuche erscheinen.

Warum dann aber sich als Biograph von Seuche zu Seuche schleppen, statt die Geschichte Historie sein zu lassen? Schmach würde die Vergangenheit zu sehr auflockern, Schreiben und Lesen wären bald der Wahrheit elend Ding. Also sich selbst und anderen wehtun? Schmerzen können wie eine Befreiung daherkommen. Und diese sollte eine Biographie wagen. Ich habe ja weder mein Elternhaus noch mich selber schön geredet, warum habe ich dann die Freunde um der Freundschaft willen zu schonen? Mich darf es daher bitte ängsten, wenn große Talente wie der dicke Richard ihre hohen Gaben verschleudern. Dicker Richard? Zur Erklärung: Im kalten Winter von Peking bei bis zu 20° unter null zogen wir alle Kleidung an, die wir aus der Heimat mitgebracht hatten. Nur Richard wirkte pummelig. Wie ein niedlicher Pomm-Pomm Bär. Und was habe ich zur Geschichte eines »Gockels« nachzutragen?

Der charmante Richard stand täglich in meiner Pekinger Kammer, um sich, wie ich es verstand, über psycho-somatische Schmerzen zu beklagen. Ihn steche es hier, ihn steche es da. Ich kannte das längst, ich kenne das bis heute: Ein Dämon scheint selbst nachts den Leib zu durchwandern und zu spotten, wo sind deine Siegesbeweise? Ist es nicht schon genug, wenn uns der Mittagsteufel um die Mittagszeit einholt, die tiefste Melancholie aus dem tiefsten Wien, und ebenfalls witzelt, ach, du armer Wicht! Und kein Veltliner, kein Schnitzel helfen. Zu keiner Nacht, an keinem Tag. Noch weniger der österreichische Rum mit seinen 80 %, gern zum Jagertee gestutzt.

Richard also »gockelte« durch Kuala Lumpur. Das war gut dreißig Jahre nach Peking. Er war sich seiner Ehre bewußt. Er war um seinen großen Vortrag zum betörenden Roman *Traum der Roten Kammer* gebeten worden. Zwecks feiler Publikation natürlich. Er stolzierte so lange, bis er seinen wertvollen Beitrag in den Druck zu geben vergaß. Ein eigenes Buch zuvor oder danach? Keines! Jemals eines? Niemals! Warum nicht? Als Sohn eines Generals lag und liegt sein einziges Interesse darin, den Mächtigen in Österreich und in China Diener zu sein. Das versteht er zur besten Genüge. Er läuft allen Kurzis¹ hinterher. Das ist Wien, vor dem mich meine Wiener Mutter immer gewarnt hat. Ich wiederhole ihre Worte: In Wien beginnt der Orient, das heißt Bakschisch. Hast du was, bist du was. Buckeln lautet die Devise.

Das Trappelchen, wie wir den geschmeidigen Leisetreter nannten, war schließlich in die Schule von Otto Ladstätter gegangen. Da hat er an der Universität Wien gelernt: Kein Buch ist ein Buch. Klingt so taoistisch wie zen-buddhistisch. Der dicke Richard, obwohl Katholik, hat sich daran gehalten. Sein geistiger Vater Ladstätter, der den Giganten Gerd Kaminski sein Leben lang zu malträtieren suchte, fand mich nie einer Antwort für würdig. Er war eben Gott. So starb er auch göttlich an der Schwelle seines Büros, aufgelesen

1 Kurzi steht für Sebastian Kurz (geb. 1986) und seinesgleichen, der als Bundeskanzler von Österreich 2021 wegen Verdachtes der Korruption zurückgetreten ist.

von seinem verachteten, ihn verachtenden Personal. Welch ein Ableben! Ich habe ihn immer verehrt, diesen großen Linguisten, diesen begrenzten Menschen. Ich werde ihm nie die Angriffe auf den Kollegen Lao Ka (Kaminski) verzeihen, den größten Sinologen nach Erwin Ritter von Zach in Österreich. Niemand kann sich an der Donau mit Kami-kaze, wie ich den Josefstädter wegen seiner neunzig Buchpublikationen nannte, vergleichen! Auch keine Susanne, keine Wei Gelin, kein Erich Pilz? Ich werde auf die beiden lieben Kollegen noch zurückgreifen. Bis dahin wird mir weiter eine Anekdote vom Meister der Anekdoten durch den Kopf gehen. Eines der letzten Worte von Otto Ladstätter lautete: Die Wiener Sinologie ist sehr gelobt worden. Von wem denn? Wahrscheinlich von dem Ahnherrn der deutschen Sinologie Herbert Franke. Gelobt wofür? Für Behinderungen und Verhinderungen? Einmal gedachten Erich Pilz und Richard Trappl, eine wissenschaftliche Zeitschrift in ihr akademisches Leben zu rufen. Ihr Meister schritt ein und beschied: Eine gute Zeitschrift biete stets nur zwei gute Beiträge, diese könne man auch woanders einreichen. So und ähnlich endeten alle Unterfangen unserer beiden ehrwürdigen Herren. Die Wiener Sinologie ist sehr gelobt worden? Vom Pferdefuß sicherlich.

Richard Trappl hat seinen Schalk zu seinem schmalbrüstigen Lehrer beigetragen. Zu was? Wie Ladstätter pflegt er keine Briefe zu beantworten, auch die meinen nicht. Ich bin eben kein Kurzi. Er hält es mit Leuten, die in höchsten Ämtern stehen. Ich bat diesen so geschätzten Freund dreimal um eine Auskunft. Nur er konnte sie mir geben. Es kam keine. Ich reiste deswegen nicht zum Kongress nach Wien im Jahre 2017. Ich wollte kein unvollkommenes Manuskript abliefern. Ich reichte es dennoch unvollkommen ein. Aber ich erschien nicht zum Symposium. Warum nicht? Warum all dieser Kleinkram? Ganz einfach, wer keine Kinder hat, weiß nicht, was Zeit ist. Ich habe vier und hüte meine Stunden. Und damit beginnen meine philosophischen Fragen. Wer sind wir, was sind wir, was wollen wir außer Orient, Bakschisch und Kurzi?

Als Preuße habe ich leicht reden, nicht wahr? Richard Trappl ist ein hochbegabter Redner in drei Sprachen, superber Lehrer, exzellenter Wissenschaftler und begnadeter Diplomat, von mir in mehreren, später veröffentlichten Ansprachen, u. a. im Wiener Parlament, gerühmt. Aber ich bin ihm nie zu Kreuze gekrochen: Herr Hofrat ...

Und dennoch wage ich, von ihm als »Gockel« zu sprechen? Ein jeder Mensch hat viele verschiedene Seiten. Er möchte natürlich eher von den guten hören oder lesen. Als ich vor kurzem den genialen Richard kritisierte, ein und denselben Vortrag nach zehn Jahren auf einem internationalen Kongress wiederholt zu haben, reagierte er mit Empörung: Wie dürfe man ihn so zur Rede stellen? Er ist also auch ein Gott. Ich dagegen fühle mich bei Lob unwohl, kann daher leichter mit Tadel umgehen. Das mag Folge des Musikunterrichts am Rheinenser Gymnasium sein. Der Gedanke von *mea culpa* hat sich mir so tief eingeprägt, daß ich manchmal aufschrecke: Hättest du doch damals den Erläuterungen des Lehrers mehr Aufmerksamkeit geschenkt, du wüßtest heute, was eine Fuge ist, und müßtest nicht unnötig nachschlagen. So verdamme ich mich ein um das andere Mal. Richard dagegen weiß, was eine Fuge ist, er war Sängerknabe und versteht sich auf die Pekingener Oper.

Das Mensch, wie man ihn an der Wien vorschlägt, will nur gepriesen sein. Aber was ist mit dem Schreibenden? Er schleicht sich tatsächlich manchmal mit einer Flasche hochprozentigem Schnaps in die Betten der Depression, um danach als Alkoholiker von der bekannten Freundin veräfft zu werden? Selbst eine Autobiographie ist eine Überzeichnung, ein böses Spiel, ein linder, ein blinder Spaß. Es geht um die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten unserer so träumenden wie traumhaften Existenz. Wir stehen immer in der Schuld, so oder so.

Eine Autobiographie ist Überspitzung, um einen Trost zu finden. Trost? Ja, indem wir im Schlechten übertreiben, stehen wir vor uns als maßlos erschütterte Person und haben Angst, unserer Haut zu entgleiten. Und was ist mit der Haut der anderen, der Fremden, des

geliebten Personals unserer Dichtung und Wahrheit? Sie klagt: Das bin ja gar nicht ich, wie ich mich sehe. Ja, wie sieht sich diese müde Haut am müden Ende denn selber? Und wer berichtet über sie? Über all die Geflüchteten, die Verschollenen, Verflossenen? Am Ende der Tage nur Schmusekuchen in einer Schmuseküche? Oder nicht lieber Radikalität, das Eingeständnis der Niederlage? Das unausweichliche Buch der letzten Niederlage? Davor schreckt die unvorbereitete Leserschaft im eigenen Falle ängstlich zurück, goutiert aber meine Art von Offenheit, über mich selber Dinge zu sagen, die sich nicht schicken. Im Angesicht des Todes malt man sich das Gesicht schön? So wie Kim Kardashian? Und malt den anderen »Kardashians« noch mehr liebliche Fratzen? Weil die Nachlässigkeiten, die Verletzungen und die Versäumnisse des Lebens im Moment des Erlöschens die größere Frage sein wollen als all die metaphysischen Spekulationen, die wir belächelt haben? Das Ego dient immer noch dem letzten Absturz, statt die Gnade der Erkenntnis zu erkennen, daß wir selbst im Moment des Mißerfolgs erkannt worden sind? So hören wir bei Thomas von Aquin.

Und was ist mit den »Vergessenen«? Werden sie noch nachgeholt? Wie der Berliner Künstler Wolfgang Niblich zum Beispiel. Dank Oberbaum Verlag, für den er Buchumschläge entwarf, haben wir uns im Sommer 1980 kennengelernt, später über die Jahre verloren, dann in seiner Galerie PalmArtPress Anfang des neuen Jahrhunderts wiedergefunden. Nun arbeiten wir zusammen. Ein bibliophiles Werk mit vierundzwanzig Elegien von Goethe und, wie man sagen muß, von meiner Wenigkeit, wird dieser Tage abgeschlossen und in den Verkauf gelangen.

Oder was ist mit Hiro Fukuzawa? Mit diesem Lektor für Japanisch habe ich nicht nur an der Freien Universität Berlin die Gespräche geführt, welche der ostasiatischen Ästhetik und der Beziehung von Mann und Frau gerecht wurden. Er war der einzige Japaner, der mir nahekam. Der einzige? Ja, denn japanische Männer sind verschlossener als ein Panzerschrank. Selbst die Panzerknackerbande aus dem Leben von Dagobert Duck hätte keine Chance. Japanerinnen

sind anscheinend anders, so nach Auskunft der Flaneure Peter Simon Altmann (Salzburg/Wien) und Wulf Noll (Düsseldorf). Sie lieben es, unter oder über dem Leib eines mitteleuropäischen Mannes zu kuschen. Mir unbekannt. Auch gut. Jedenfalls höre ich so, an einer Tür der Lerchenfelder Straße in der Josefstadt, erwarte eine Chinesin bereits blank ihren seligen Freier, der kaum beglückt schon zur nächsten Japanerin oder Koreanerin oder Thai zieht. Und immer von denselben Dingen spricht. Nicht von der weiblichen Seele, sondern von körperlichen Auswüchsen und Zungenfertigkeiten. Mir blieb das alles erspart. Lerche hin, Feldlerche her, eine jede Frau, ob als singendes oder springendes Löweneckerchen ist das leichteste Unglück eines Mannes und umgekehrt.

La donna è mobile? Ach, was ist mit dem Mann, dem einsamen Mann, dem Mann, der nichts von sich weiß? Dem Vertreter des Spermienterrors! Hat nicht das Tao die Unsterblichkeit gelehrt? Der Mann, der sich im Leib der Fruchtbaren seines Samens enthält? Alles vergessenes Wissen. Und die beiden Flaneure schreiten von einem Leib zum anderen, um etwas Salziges zwischen den Brüsten oder im Mund zu hinterlassen. Das Geld wird stimmen. Beide Seiten sind zufrieden. Dein Geld, mein Geld. Habe ich derlei Erfahrungen gemacht? Nein. Warum nicht? Eine Frau muß mir Seele sein. Ihre Seele. Wir reden dann miteinander. Sonst nichts. Warum nichts? Frauen sind die Gequälten der Erde. Mein Geschäft ist, Seelenbüro zu sein. Nicht *body lotion*.

Hiro und ich sprachen darüber in Berlin. Das war zur Zeit von Tony Chan an der Spree und anderswo, Mr. ABC, verewigt in dem Gedichtband *Abgründige Erleuchtung*. Wir drei wußten, wo das Glück und das Unglück einer Frau lag. Wir alle sind heute alt oder, besser noch, tot. Und die sterblichen Frauen? Sie liegen selig in ihren kommenden Träumen: Beim anderen Mann wird alles besser. Nie habe ich mich mehr betrogen gefühlt als von diesem Ausspruch. Welcher Mann denn? Einer, der pupst und rülpst, wie die verlassene Angelika Kraus in Berlin von ihrem letzten Liebhaber sagte? Ihr großer Maler Roland Kraus war aus der Neuchateller Straße

in Lichterfelde Richtung Brüssel zur nächsten Frau aufgebrochen. Armer Mann, arme Frau. Pupst euch frei.

Nihil nisi bene de mortuis? Ach, ich mag nicht gutgeredet werden in meinem hoffentlich schnellen Sterben. Die Kritik tut mir wohl zur lieben Lebenszeit. Ich werde doch jetzt schon hinreichend zum Deibel gewünscht. Ich bedarf keiner Linderung. Ein jeder und eine jede richten sich selber zu Grunde im Trug an sich allein. So wie ich, ich bin da keine Ausnahme. Wir lügen selig gemeinsam, wir sterben leidig gemeinsam, ob am Rhein oder an der Donau. Beschmutzen wir so die Namen der heiligen Frauen, die mit irgendwelchen Predigern davonzogen, aber sich bei uns Softies beklagen? Nur wir Schlaffis seien die Schuldigen, wir weckten Sehnsüchte. Unstillbare. Manche Frau weiß inzwischen darum und warum. Sie möchte zwar mitunter verzweifelt gestoßen werden, hofft aber noch verzweifelter auf seelische Bereitschaft. Wird diese gegönnt? Raus, rein, sagt die namenlose Gefährtin, sei ihre Erfahrung. Zwischen Petersburg und Konstanz. Was konnte sie sonst erwarten? Ich habe Männer meist gehaßt! Mich selbst am ehesten. War ich auch raus und rein? Kaum. Dank Taoismus. Die tiefste Leistung im Leib einer Frau sei das Innehalten, mahnt Laotse. Und dann?

Dann hebt das tiefste Glück an? Nein, ganz und gar nicht. Es steht etwas in der Zeit, welches sich nur als ein unstetes Unglück begrüßen läßt. Denn die Liebste wird schwerlich um ihre Hoffnungen herumkommen, die einzulösen ihr später manch Pariser Priester versprach, aber kaum gewährleisten konnte. Und unser Taoist? Der straft die starken Männer Lügen, die entladen, statt zur ewigen Ruhe zu bitten. Und er selber? Der Jünger des Tao findet das Tao im Rückenmark, das beliebige Leben heißen. Er trifft noch immer, dank Verzögerung, den Ball auf dem Rasen, den Fußball mit bald 77. Verwunderlich?

Ach, er schreibt ja seine Frauenlieder, seine Tagelieder. Seine Sangsprüche. Frauendienst und Frauenlob sind sein einziges Begehren. Und sonst? Er ist ein Mann des Mittelalters, er ist ein Mann der Minne. Gefällt das den platonisch Umworbenen? Natürlich nicht,

sie schleppen ihre Haberer² aus den Kübeln ab und werfen sie nach Gefallen in die Kübel wieder zurück. Ein Wiener Schnitzel fühlt sich wohler. Man trägt seine zweite Hälfte noch nach Hause und genießt sie am nächsten Morgen mit Vergnügen. So zumindest der deutsche Zhuang Zi in der Rauchgasse von Meidling.

Und weiter? Ach ja, was weiter? Ich stimme mein Leichlied an. Wer kommt nicht, und was geht nicht? Und dennoch denken wir an eine hohe Frau wie Regina Pacis. Oft begegnet, nie erreicht. Sohn und Vater inbegriffen. In ihnen fällt das Private und das Öffentliche zusammen. Nur so können wir uns das Heilige vorstellen. Ein Granteln ist da nicht mehr erlaubt. Und wenn wir uns danach richten, sind wir weder Windbeutel noch Ohrenbläser. Ob Königsdisziplin oder Etikettenschwindel, ob imaginäres Museum oder akademischer Selbstmord, jede Sprache verlangt ihre Erzählweise. So bleibt die Lebensbeschreibung ein Hader mit der Geschichte in der Wahrheit.

Der Mensch versteckt sich gern unter einer von ihm selbst entworfenen Historie. Ein anderer schenkt ihm seine Geschichte, die er nicht als die seine anerkennt. Wenn ich jemanden als Clochard bezeichne, gehe ich von dem verklärenden Bild eines Taoisten aus, der sich willentlich der gesellschaftlichen Konkurrenz entzieht. Aber eine solche Person möchte auf russischen Straßen bei Tage mit seiner Flasche Wodka in der Hand vielleicht vornehmlich als Heiliger im konfuzianischen Sinn oder als Wahrer Mensch einer religiösen Sekte bezeichnet werden. Seine Elfe aber würde ihn vorzugshalber als Sportlehrer mit himmelblauen Augen verkaufen wollen, auf dessen Alimente sie zu verzichten bereit gewesen ist, damit die gemeinsame Brut überall rufen durfte: Wer ist mein Vater, wo ist mein Vater? Dies ist der Ruf auch meiner Generation. Wir kannten nur die Mütter, anerkannten nur die Großmütter. Wo war unser Vater, wo ist unser Vater? Warum denn selbst von Töchtern erwartet? Ist denn nicht ein Vater ein Untier unter den Röcken? Diese Bande ist nie zu bändigern. Wenn nicht Wolf, ist sie das Unheil der Welt.

2 Haberer, wienerisch, westfälisch: Macker.

So verschiebt sich ein jedes Bild im jeweiligen Erfassen, so entgleitet jegliche Geschichtlichkeit, ausfächernd in private Deutungen fremder und eigener Leben. Am Ende bleiben wir ohne letztliche Sinnggebung zurück. Für uns und für andere. Vielleicht ist dies die größte Untat. Niemandem und nichts eine Erklärung für ein Nachleben hinterlassen zu haben.

Erzähl mir deine Geschichte. Jemand hat sie mir erzählt. Ich habe sie berichtet. Nun sind Mutter und Tochter unglücklich. Doch es ist – weltlich gesprochen – ähnlich wie mit dem Fußball. Nach jedem Spieltag verfasse ich einen Bericht. Viele sind nicht einverstanden. Doch alles Verstehen ist ein einzelnes Verstehen. Jedes Sehen ist ein Verstehen. Und es kommt immer von hinten, nicht von vorne. Von einem Tor zum anderen. Was bleibt uns anderes als zu blicken und zu hören?

Inzwischen wendet sich eine Vertraute mit der Bitte an meinen Bruder Matthias, er möge dafür sorgen, daß ich nicht mehr über sie schreibe. Ja, wer begleitet sie dann? Ihre neuerlichen Bilder zu meinen Oden, ihre Erinnerungen an das alte Peking, ihre täglichen Seufzer? Sollen ihre Erzählungen unwiederbringlich mit ihr ins Grab wandern? Nur so fände sie da ihre letzte Ruhe? Meinen Elegien würde etwas fehlen. Und mir? Noch mehr. Charlotte und Ina hätten ihretwegen in Paris wegen einer Tasse Kaffee, mit ihr am Morgen genossen, umsonst getobt. Beide ahnten um unsere Verbundenheit mit dem Schlafenden Buddha. Wir hatten aus einem Schlaf zu viel mitgenommen, ja, diesem etwas unschuldig geraubt.

Wenn ich im Leben über jemanden im Leben schreibe, hat das Mensch, wie die Marie-Tante in Wien gern Maskulinum und Femininum umging, immer noch die Möglichkeit, sich zu äußern. Ich mag nicht jeden Tod abwarten, ehe die Chance zur Wahrheit gegeben ist. Am wenigsten mein eigenes Ableben, bevor ich *mea culpa, mea maxima culpa* rufe. Ich bekenne lieber von vornherein meine Schuld, denn wir vegetieren inzwischen in einem Zeitalter der Entschuldigungen dahin. Jedem eignet eine Ursünde, für die er um Vergebung zu flehen hat, sonst wird er für alles verantwortlich gemacht, was

1933 geschehen ist, selbst wenn er weit nach 1945 geboren wurde.

Ich spiele dir meine Geschichte vor. Ich spiele dir deine Geschichte zu. Schau und höre. Tu du es doch auch. Ohne Ball, ohne Fußball, ohne Würstelball. Ein Schneeball wird uns kühlen helfen. Der kälteste Winter von Peking, der uns vor dem Himmel zittern hieß. Und so kehren sie zurück, die ältesten Gestalten mit ihrer Geschichte und erzählen ihre Geschichten. Heinz, der Jäger, zum Beispiel. Ihm verdanke ich den Titel für Band 2 meiner Memoiren. Sein Lieblingspruch verblieb bis heute: »Die Lage ist ausgezeichnet!«

Der stoische Sprachwissenschaftler Heinz begegnet mir heute in Holzlar auf der Straße. Er brachte früher seine Frau Karin zur Haltestelle, damit sie zu den ersten Morgenstunden zur Arbeit fahren konnte. Er richtete dann den Haushalt. Nun nach der Pensionierung gehen beide wie Oma und Opa gemeinsam einkaufen. Wenn er vor dem Obstladen auf die Rückkehr der gebürtigen Dr. Korn wartet, tritt er bei meinem Anblick jedesmal an den Füßen der Tür fast erschrocken zurück. Ich könnte ja Corona haben. Weit gefehlt! Wir sind ja beide vor vierzig Jahren in Peking mit Erguotou abgefüllt worden. Plus Knoblauch, plus Chili, so fürchtet zumindest mich jegliche Variante der Fledermauspest. Batman oder Batgirl haben mich stets gemieden. Die Pest weicht eben der Pest aus. Ein Hauch Knoblauch und die beiden bösen Geister sind entsorgt. Auf Nimmerwiedersehen in Hollywoods Wurschkästl. Entsetzt umarmen sich da klagend Männie und Girlie: Wir hätten nie gedacht, daß etwas auf Erden stärker ist als wir fliegenden Wesen.

Heinz, der Jäger, und ich trafen uns nicht nur beim Fleischer oder beim Bäcker wieder, wo sich inzwischen im weiten Rund täglich die Alten des Dorfes zu Kaffee und Kuchen vor den Türen vergnüglich einfinden, um miteinander zu plauschen. Hündchen und Schmusekätzchen inbegriffen! Vorsicht! Falken über dem Ennert, die picken Kirschen aus den Torten!

Heinz Riedlinger pflegte im Pekinger Studentenheim an einem großen Schreibtisch vor mir zu sitzen. Er trug stets ein Jägerwams, daher war er in chinesischen und deutschen Landen als Heinz, der

Jäger, bekannt. Er trank allerdings nie Jagertee. Und was er erledigte, waren und sind keine Rehe, von denen es am Rehsprung in Holzlar noch die Fülle gibt. Diese laben sich allseits sichtbar an den Rosen der Nachbarn und springen dann flott durch Weiers Wiesen, durch meine letzte Heimat.

Statt Rehe zu scheuchen, verlegte sich unser Sinologe Heinz seit den jüngsten Jahren, da er bei mir in Bochum studiert hatte, auf die Kommentierung der chinesischen Welt. Diese kann sich bekanntlich nicht ins Auge schauen. Also bedarf sie des Lehrmeisters. Und dieser war niemand anders als Dr. Riedlinger. »Die Lage ist ausgezeichnet«, so hörte ich zur Kulturrevolution, so schallte es ihm während der 80er Jahre an den Ohren ebenso wieder. Sechzig Jahre Glanz hörten wir später, ich in Peking, er in Holzlar, als sich 2009 die Helden der chinesischen Revolution selber feierten. Wo waren all die Opfer? Mao Zedong und seine Speichellecker hatten eigentlich vierhundert Millionen Tote im Atomkrieg mit der seinerzeit für ruhmreich gehaltenen Sowjetunion vorgesehen. Corona ist da der harmlosere Gast. Diese Epidemie verlangt weniger lebendiges Fleisch. Trotzdem würde Heinz, der Jäger unvermutbarer Viren, keinen weiteren Schritt bei einer Begegnung am Fuße des Ennert auf mich zu tun. Gefahr scheint im Verzuge, ich komme ja jederzeit aus China zurück, kerngesund, während er ängstlich an der Scholle klebt.

Doch seine Fühler fühlen das nicht. Karin will Sicherheit, hatte er einmal auf der Kirchwiese von Holzlar zu mir gesagt. So baute er mit ihr ein festes Haus, unweit des ehemaligen Bolzplatzes. Als Urs, der junge Bär, belustigt aus dem Fenster schaute und die junge Familie zur Bärenfamilie erklärte, wurde der rührige Vater zum gelungenen Gastgeber. Ich brachte jeden Samstag nach dem Fußball meinen Jüngsten mit. Während die beiden durch das Haus tobten, erklärte mir Heinz jedesmal bei einem Cognac um 17 Uhr die Realität unseres gefährdeten Daseins: Man dürfe ab 19 Uhr kein Rad mehr vor der Tür stehen lassen. Es würde stibitzt, und es gebe dann keinen Anspruch auf ein bißchen Klingelgeld seitens einer Versicherung. Komisch. Ich vergesse oft, mein Veloped vor der Tür in die Garage

(voller Bücher) einzustellen, und es ist am nächsten Morgen, obwohl nicht abgeschlossen, weiterhin da. Grund: Die Bewohnerin meiner Gedanken erlaubt nicht der Thuja vor der Tür, mannshoch zu wachsen und die Sicht zu verdecken. Die Nachbarn sollen aus Sicherheitsgründen uns beobachten können. Und sie tun es fleißig. Jeden Tag ein großes Hallo. Und gleich gegenüber befindet sich eine physiotherapeutische Praxis, wo uns derweil die inzwischen anfälligen Glieder manches Mal massiert werden, um den Fußball treten oder das Wägelchen für die kleinen Einkäufe ziehen zu können.

Am Ende des Lebens, wo ich dieses niederlege, frage ich mich, welchen Schutz gibt es denn? Sehen wir einmal von den elenden Ereignissen zur Zeit der Beischrift ab, wie wissen wir denn, wann unsere Stunde schlägt? Der große Gelehrte und liebe Freund Gerd Kaminski kippte eines Samstags einfach um. Irgendwo in oder bei Wien. Er war zuvor schwimmen, er ging spazieren, er erfuhr zum letzten Mal vom Glück einer Hochzeit, er tanzte vor Mitternacht Boogie-Woogie. Doch es blieb ihm genommen, seinen achtzigsten Geburtstag im Dezember zu feiern. Gegen ein solch plötzliches Ableben ist niemand gefeit. Die chinesischen Stadtgötter haben ihn vorzeitig berufen, den Streit über China im Himmel zu schlichten. Das wird ihm gelingen. Und wir können hinzufügen, die Himmlischen haben die Abrufung perfekt besorgt: Zu guter Letzt ein Jahrhundertwerk, ein Symposium, eine Pressekonferenz, ein Besuch am Wörthersee, die Vorbereitung zweier neuer Bücher, um dem bedruckten Papier, auf Kopfhöhe getürmt, zur menschlichen Größe zu verhelfen, ja, was will es dann mehr, als sich mit einem schwingenden Tanz zu verabschieden, statt, wie nicht wenige, vor Kummer und Schmerz wimmernd im Bett zu verenden?

Und wir? Wir bleiben dankbar zurück. Ein Titan hat das Leben wie ein Titan beendet. Nicht wie sein Schädiger als Wurm, der, obwohl hoch begabt, der Wiener Sinologie zwei Bücher in seinem Büro hinterließ: Lehrwerke aus Peking. Und er selbst? Hat alles vernichtet, was seiner vermeintlichen Größe hätte nahekommen können. Seine Dissertation schalt eine meiner chinesischen

Doktorandinnen als untere Magisterarbeit. Natürlich aus heutiger Sicht. Aber der Verfasser gab an wie tausend Sack Flöhe. Gott habe ihn selig, diesen Sünder an seiner Klientel. Wie haben die eigentlichen Stars Erich Pilz oder Richard Trappl vor ihm gezittert! Sie wagten ja nicht einmal zum Vortrag nach Bonn anzureisen, nahmen trotzdem den Nachtzug hin und den Nachtzug zurück. So fehlten sie nur einen lieben Tag an der Universität Wien. Der Großmeister rügte sie. Und sie kuschelten, der eine längst tot wie sein Herr. Und der andere? Ach, er eilt den Kurzis weiter hinterher. Errette mich, oh hoher Herr! Ich bin doch Ihr Truchseß, Ihr ergebenster Untertan.

Und ich? Als Preuße, als Wiener, als Chinese? Ich bin alles, ein Sklave, ein Revoluzzer, ein Bote, ein Dienstbote, ein Denker der Unendlichkeit. Und dann? Sicherheit ade?

Sicherheit? Ach, die Bärenfamilie? Ihr Heim in Holzlar? Zuge wachsen bis hinauf zu den tiefen Wolken! Aus Gründen der Obhut. Findet da ein Bärenkind im Dunkel noch heim? Und beide Seiten, Eltern wie Bub, würden weiterhin sagen: Die Lage ist ausgezeichnet? Ja, trotz der Flugzeuge über dem Ennert, die unser Linguist Tag und Nacht beklagt, so wie später die neuen Anwohner an der alten Kirchwiese den Fußball verdammen? Die Lage war weder in Peking noch am Mühlenbach ausgezeichnet, jedenfalls für Hunde war das zunächst der Fall. Kläffer gab es damals in der chinesischen Hauptstadt so gut wie keine, sie wurden gegessen, und auf dem Rasen hinter der katholischen Kirche tobten noch keine Vierbeiner, um ihr großes Geschäft zu verrichten. Das alles sollte sich erst mit der Rückkehr der Vögel ändern, als die Piepmatze im Reich der Mitte bei wachsendem Reichtum nicht weiter von den Feldern verscheucht werden mußten und als das boomende Bonn mehr Wohnraum für Schlafmützen mit Haustier benötigte, folglich die Quartiere über den Rhein Richtung Norden ausweitete. Fußballplätze wie die Kirchwiese wurden daraufhin der Kinder wie der Eltern entledigt und den Kötern zur täglichen Notdurft überlassen. Ich wiederhole mich, der Zorn machts möglich.